

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 85 (1952-1953)
Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

KORRESPONDENZBLATT
DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS
ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG



ORGANE DE LA SOCIETE
DES INSTITUTEURS BERNOIS
PARAIT CHAQUE SAMEDI

SEKRETARIAT DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS: BERN, BAHNHOFPLATZ 1, 5. STOCK
SECRETARIAT DE LA SOCIETE DES INSTITUTEURS BERNOIS: BERNE, PLACE DE LA GARE 1, 5^e ETAGE
TELEPHON (031) 2 34 16 . POSTCHECK III 107 BERN

Die Jugendjahre

sind für die spätere Entwicklung von grosser Bedeutung. Darum sollte auf das Wohlbefinden des Kindes besonders achtgegeben werden.

Der Lehrer kann den Eltern viel nützen, wenn er ihnen mit seinem Rat zur Seite steht und sie auf die Aufbau-Nahrung **Ovomaltine** aufmerksam macht.

Für die wachsende Jugend:

OVOMALTINE

Büchsen zu 250 gr Fr. 2.40, 500 gr Fr. 4.30 überall erhältlich

Dr. A. Wander A.G., Bern

VEREINSANZEIGEN . CONVOCATIONS

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis *Mittwoch* in der Buchdruckerei Eicher & Co., Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden

Alle Einsendungen für den Textteil an die Redaktion

NICHTOFFIZIELLER TEIL - PARTIE NON OFFICIELLE

Lehrerturnverein Emmental. Wiederbeginn der Übungen am 22. April, 16.30 Uhr, in der Turnhalle der Primarschule Langnau. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen.

Lehrerinnenturnverein Bern. Wiederbeginn der Übungen am 18. April, 17 Uhr, in der Turnhalle Monbijou. 18. April: Nor-

mallektion. Wichtige Besprechung, deshalb zahlreiches Erscheinen nötig! - 25. April: Singspiele. - Neue Mitglieder sind herzlich willkommen!

Freie Pädagogische Vereinigung. Nächste Zusammenkunft in der Gemeindestube Spiez: Mittwoch, den 16. April, um 14.15 Uhr. Thema: «Aufbau des Sprachunterrichts auf der Unterstufe». Jedermann ist freundlich eingeladen.



Beste Schweizer
Blockflöten

überall gut eingeführt
und **Blockflöten-Literatur**
beziehen Sie vorteilhaft
im Vertrauenshaus für Musik

Wiederverkäufer-Rabatt



Am Stauffacher, Telefon 25 27 47
Zürich

261

6

Occasion-Klaviere
teilweise so gut wie neu
nur kurze Zeit gespielt
mit voller Garantie
äusserst günstig
zu verkaufen

Otto Hofmann
Bollwerk 29, 1. Etage
Bern

110

Gladiolen

schönste Schnittblumen
100 Stück in 10 Sorten Fr. 12.80
50 Stück in 5 Sorten Fr. 7.40
25 Stück, gemischt Fr. 3.50
10 Stück **Neuheiten**
in Mischung Fr. 3.40
1a Qualität Portofrei

H. Bürki Blumenzwiebeln
Vereinsweg 8, **Bern**
Telephon (031) 2 09 47

92

Inserate

verhelfen Ihnen
zum Erfolg

Bibliothekbücher

liefert Versandbuchhandlung

Ad. Fluri, Bern 22
Fach 83 Beundenfeld 34

BUCHBINDEREI

BILDER-EINRAHMUNGEN

Paul Patzschke-Kilchenmann

Bern, Hodlerstrasse 16
Telephon 3 14 75 105
(ehem. Waisenhausstrasse)

Die Gemeinde Ersigen

sucht zur sofortigen provisorischen Besetzung der Klasse 3 (4. und 5. Schuljahr) einen **Lehrer**, eventuell eine **Lehrerin**.

Rechte, Pflichten und Besoldung nach Gesetz. Naturalentschädigung: Für verheiratete Lehrer Fr. 1320.-, für Lehrerinnen und ledige Lehrer Fr. 970.-.

Umgehende Anmeldungen sind an den Präsidenten der Schulkommission, Herrn Franz Althaus, zu richten. Persönliche Vorstellung ist erwünscht.

Die Schulkommission Ersigen

113

Pension MIRAFIORI Orselina-Locarno

Neurenoviertes ideales Haus für Erholungs- und Ferien-Aufenthalte.

Zimmer mit und ohne fliessendem Wasser. Gute Küche. Ruhige Lage inmitten grossem Garten.

Prospekt durch
Familie Schiffmann, Telephon 093 - 7 18 73

54

Mon petit livre de français

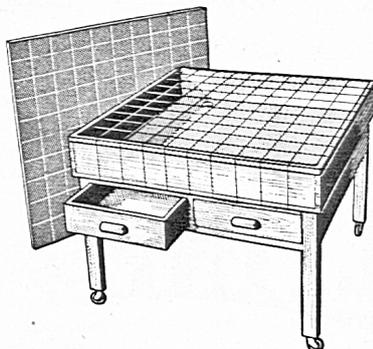
einfaches Lehrbüchlein für Primarschulen.

Preis Fr. 2.80 mit Mengenrabatt.

Zu beziehen beim Verfasser:

Fr. Schütz, Lehrer, Langenthal

262



Unser Sandkasten

zeichnet sich aus durch einen sorgfältig durchdachten Aufbau und eine solide, handwerklich einwandfreie Ausführung.

Er ist den Bedürfnissen der Schule angepasst!

Bitte verlangen Sie unseren Spezialprospekt

ERNST INGOLD & CO. HERZOGENBUCHSEE

Spezialgeschäft für Schulmaterial und Lehrmittel

266

Neue Kurse

für **Handel, Arztgehilfen, Verwaltung, PTT, SBB**, Vorbereitung auf Berufe, Prüfungen, **Laborantinnen- u. Hausbeamtinnen-schulen, Diplomabschluss.**

Beginn: 29. April

Prospekte und unverbindliche Beratung durch das Schulsekretariat

Neue Handelsschule
Bern Wallgasse 4, Tel. 3 07 66



34

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

Redaktor: P. Fink, Lehrer an der Übungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstr. 15. Tel. (031) 3 67 38. *Redaktor der «Schulpraxis»*: Dr. R. Witschi, Seminarlehrer, Bern, Seminarstr. 11. Tel. (031) 4 41 62. *Abonnementspreis per Jahr*: Für Nichtmitglieder Fr. 15.-, halbjährlich Fr. 7.50. *Insertionspreis*: Die fünfgespaltene Millimeterzeile 15 Rp. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 50 Rp. *Annoncen-Regie*: Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, Bern. Tel. (031) 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Lausanne, Genf, Martigny

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone (066) 2 17 85. *Prix de l'abonnement par an*: pour les non-sociétaires Fr. 15.-, 6 mois Fr. 7.50. *Annonces*: 15 ct. le millimètre, réclames 50 ct. le millimètre. *Régie des annonces*: Orell Füssli-Annonces, place de la Gare 1, Berne. Téléphone (031) 2 21 91. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, Lucerne, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Genève, Martigny

INHALT · SOMMAIRE

Geistige Grundlagen der schweizerischen Demokratie	19	Qu'est-ce qu'un étranger?	28	Un livre utile	30
Buchbesprechungen	25	La protection de la nature s'organise sur le plan international	29	Divers	30

Geistige Grundlagen der schweizerischen Demokratie

Vortrag von Dr. Hans Sommer, gehalten im Auftrage der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern an der Tagung der Direktoren und Lehrer bernischer landwirtschaftlicher Schulen am 18. Oktober 1950

In arglistiger Zeit tun wir Schweizer gut, wenn wir neben der militärischen und wirtschaftlichen auch eine geistige Inventaraufnahme durchführen; wenn wir uns vergewissern, dass nicht nur Küche und Keller, sondern auch Kopf und Herz einen Notvorrat bergen für Tage der Gefahr. Denn es ist eine uralte Erfahrungstatsache – das Schweizervolk hat sie besonders eindrücklich im Schicksalsjahr 1798 erlebt –: Der Fortbestand eines Staatswesens hängt nicht in erster Linie von der Zahl der Kanonen und vom Inhalt der Speicher ab, sondern letztlich und vor allem von der geistigen Haltung seiner Bürger. Wo der Abwehrwille fehlt, ist jeder Kampf von vorneherein aussichtslos.

Nun darf man wohl feststellen, dass in unserem Volke ein bescheidener geistiger Notvorrat jederzeit vorhanden ist: er liegt in der Tatsache des Schweizerseins selbst. Jeder rechte Schweizer bringt eine bestimmte Anlage und seelische Grundhaltung als glückliches Erbe einer jahrhundertealten Überlieferung mit auf die Welt: alle Völker werden mehr durch ihre Toten als durch die Mitlebenden geleitet. Freilich wäre es verfehlt, diese glückliche Erbschaft als einen festen und unverlierbaren Besitz anzusehen, von dem sich ohne eigenes Dazutun geniesserisch leben liesse. «Was du ererbt von deinen Vätern hast . . .» – dies gilt auch hier, gerade hier. Was in uns als Idee und Anlage schlummert, haben wir zu wecken und zu fördern; es ist unsere Aufgabe, die Gegenwartsformen nach Möglichkeit mit dem überzeitlichen Gehalt der vaterländischen Idee zu füllen. Aus dem Abstand von Ideal und Wirklichkeit muss in jeder Generation der Wunsch und der Wille erwachsen, wie Carl Hilty sich in einer akademischen Rede

vor 75 Jahren ausdrückte, «den Schatz der Freiheit und Wohlfahrt, den die vergangenen Generationen hinterliessen, mit treuem Herzen zu pflegen und alle Kraft daran zu setzen, ihn unversehrt und im Gegenteil noch gemehrt und gefördert den Nachfolgern zu übergeben. Das Geschlecht ist elend und verworfen in Zeit und Ewigkeit, das diesen Schatz vergräbt oder vermindert».

Wie vor einem Dutzend Jahren, als die braune Sturmflut sich im nördlichen Nachbarland erhob, hat das Schweizervolk heute wieder besonderen Anlass, seinen geistigen Standort festzulegen. Und wie damals tun wir gut, unsere Zuversicht an der heimatlichen Geschichte zu stärken. Das Wort bleibt wahr, dass die Geschichte die Schule der Regenten ist, doppelt wahr, wenn der Regent Volk heisst. Je dunkler der Weg in die Zukunft daliegt, desto bedeutsamer wird der zurückgelegte Weg, der unser Volk, wenn auch nicht immer geradlinig und bequem, so doch sicher durch die Fährnisse einer bald siebenhundertjährigen Entwicklung hindurchgeleitet hat. Das meint wohl auch der alttestamentliche Prophet, wenn er ruft: «Tretet auf die Wege und schauet, und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt darinnen, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele» (Jer. 6, 16).

*

Ohne Bild: Welches sind die Kräfte, denen wir unser staatliches Dasein und unser nationales So-Sein verdanken, auf die wir uns auch in der Zukunft stützen dürfen?

Zunächst ist zu sagen, dass jedes geistige Leben auf einem bestimmten materiellen Nährboden erwächst. Die schweizerische Sonderart, die man mit den Begriffen *neutrale Kleinstaatlichkeit*, *Freiheit* und *Föderalismus* notdürftig umschreiben mag, ist zutiefst ein *Werk der Natur*, in die uns der Schöpfer hineingestellt hat. «Das Land ist wol beschlossen yn, dann Gott ist selbst murer gsin», meint der unbekanntere Verfasser des Ver-

mahnliedes an die Eidgenossenschaft aus dem 16. Jahrhundert; wir dürfen darin einen Hinweis sehen auf die Bedeutung des schweizerischen Landschaftscharakters für die Bildung des Volkscharakters. Der Reichtum an Bodenformen, die auffällig vielgestaltige Durchtalung, die ausgesprochene «Relieffkammerung» auch im Mittelland: sie haben das bunte, vielgestaltige Eigenleben ermöglicht, das ein wertvolles Stück schweizerischer Sonderart ausmacht. Der schweizerische Partikularismus und Föderalismus, die Liebe des Schweizer zur engern und engsten Heimat sind vorgezeichnet von einem räumlichen Gesetz, an dem die Zeitströmungen nichts geändert haben. Eh und je war in der Eidgenossenschaft die Talschaft auch Schicksalsgemeinschaft, die Gemeinde kulturelle, wirtschaftliche und politische Lebenszelle. Daher der vielgerühmte schweizerische Reichtum an Mundarten, Liedern, Sagen, Trachten, Volksbräuchen; daher die feine Gliederung des schweizerischen Wirtschaftslebens, das keine Mammutbetriebe, keinen Grossgrundbesitz, keine Eisenbahnkönige und Zeitungsmagnaten kennt; daher die vielen Mittelpunkte geistiger und künstlerischer Betätigung auch auf dem Lande, ein Umstand, der dem Zürcher Dichter Albin Zollinger das schöne Wort eingegeben hat: «Die Schweiz lebt auf dem Lande.» Wahrhaftig, der Ausländer, der die Landschaft von der großstädtischen Kulturhöhe herunter mitleidig lächelnd als «Provinz» zu bezeichnen pflegt, hätte alle Ursache, in der Schweiz seine Hefte zu überprüfen. Indes sind die schweizerischen Täler mehr als die Wiegen unserer Kultur; sie und die vielen verbindenden Passwege waren von jeher auch «Leitlinien des grossen europäischen Verkehrs». Während Jahrhunderten reisten Boten, Kaufleute, Krieger, Diplomaten, Gelehrte und Künstler über die Pässe von Norden nach Süden und umgekehrt und brachten Neuigkeiten und Neuerungen aus der weiten Welt in das kleine Gebirgsland im Herzen Europas. «In den Gemeindegeist strömte der Weltgeist»; er bewahrte die Eidgenossen davor, sich in Abkapselung und Eigenbrötelei zu verlieren. Immer wieder hatte man das Eigene am Fremden und Zugewanderten zu messen, fremdes Gedankengut mit den heimischen Gepflogenheiten und Gebräuchen in Verbindung zu bringen. Der Schweizer lernte, bei aller Wachsamkeit, die nichts unbesehen hinnahm, den Vermittlerdienst zwischen den grossen Kulturnationen. Dieser Dienst bleibt den Bewohnern der Helvetia Mediatrix heute und in Zukunft als verpflichtendes Vätererbe überbunden. Ob man die Schweiz vollends einen «Umschlagplatz des europäischen Geistes» zu nennen befugt ist, bleibe unerörtert.

Es ist also weitgehend das äussere Gepräge unseres Vaterlandes, das seine inneren Wesenszüge bestimmt. Der grosse Geologe Albert Heim hat es deutlich ausgesprochen: «Der Einfluss der Gestalt unseres Landes auf unsere Geschichte ist einleuchtend. Ohne diesen Faltenwurf der Erdrinde wäre eine so eigenartige selbständige Entwicklung der Bewohner nicht möglich gewesen.» Man verpflanze Tataren oder Kirgisen nach Appenzell, meint er launig –, nach wenigen Generationen werden sie zu Appenzellern geworden sein. Auch Meinrad Inglin, der Urschweizer Dichter, sieht das Wesen unserer Heimat «im Geheimnis der Einheit von Natur und Volk» begründet; ein Tieferes war hier, wo Men-

schen verschiedener Sprache und Herkunft sich zu einem Staatswesen zusammenfanden, «auf geheimnisvolle Art wirksamer als die heftigsten Einflüsse aus dem scheinbar übermächtigen Umkreis: die Urverwandtschaft der Eingeborenen dieses Landes».

Gott sei «selbst der Murer gsin» beim Bau des Staates, der wie eine Burg mit Wall und Graben seine Bewohner schützend umgibt; so meint der alte Liederdichter. Die Alpen im Süden, der Jura im Westen, der Rhein im Osten und Norden: zwischen diesen natürlichen Grenzen entstand im Verlaufe einer territorialen Entwicklung, die erst 1815 zum Abschluss kam, die schweizerische Eidgenossenschaft als typischer europäischer *Kleinstaat*. Die Kleinstaatlichkeit, eng verbunden mit der Politik der immerwährenden bewaffneten Neutralität – die ebenfalls 1815 endgültig und vertraglich festgelegt wurde –, bildet einen ersten in die Augen springenden Charakterzug unserer staatlichen Existenz. Ausländer mögen über das «Vitrinendasein» dieses neutralen Kleinstaates spotten; sie mögen die Selbstbeschränkung und den Mangel an aussenpolitischem Ehrgeiz belächeln –, zweifellos leistet ein Land, das keine Machtansprüche stellt, wohl aber den Gedanken der völkerverbindenden Humanität hochhält, dem kampf-durchtobten Europa einen überaus schätzbaren Dienst. Gross und klein sind übrigens wandelbare Begriffe. «Es ist nicht gross oder klein, was auf der Landkarte so scheint, es kommt auf den Geist an», sagt Johannes von Müller. Und Carl Spitteler urteilte in seinem berühmten gewordenen Vortrag «Unser Schweizer Standpunkt»: «Als ob es eine ausgemachte Sache wäre, dass die Kulturwerte eines Volkes mit seiner politischen Machtstellung steigen und fallen!» – Ähnliches empfanden die Eidgenossen früh. In einer Zeit, da der Glaube an ihre militärische Unbesiegbarkeit so etwas wie ein europäisches Dogma war und ihnen der Weg zum Großstaat offenstand, beherzigten sie den Rat des frommen Einsiedlers im Ranft: «Machend den zun nid zuo wit, damit ir dess bass in frid, ruw, eynigkeit und euer erarmten löblichen fryheit blyben mügend.» Sie verzichteten durch das Stanser Verkommnis im Dezember 1481 auf Machtausdehnung, um die Freiheit zu retten; sie spürten: je mehr Macht, desto weniger Freiheit. Die Glaubensspaltung verstärkte den gefassten Entschluss. So eindeutig war der Verzicht auf gebietsmässige Erweiterung des Bundes, dass alle Orte es Bern übernahmen, als es 1536 nach Westen ausgriff und die Waadt eroberte. Machtausweitung hätte Zusammenfassung, Zentralisierung der Kräfte mit einheitlicher militärischer und politischer Führung bedeutet: Stosskraft nach aussen verlangt immer Gleichschaltung im Innern. Die Schweizer aber wünschten sich ihr Land «nicht zu gross und nicht zu klein, um drin ein freier Mann zu sein».

«Der Kleinstaat ist vorhanden», dies ist Jacob Burckhardts vielzitiertes Urteil, «damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die grösstmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne des Wortes sind... Der Kleinstaat hat überhaupt nichts als die wirkliche tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vorteile des Großstaates, selbst dessen Macht, ideal völlig auf-

wiegt . . . ». Nur als Kleinstaat konnte die Schweiz zu einem Hort der Freiheit und der Menschenwürde werden; kleinstaatlicher Bescheidenheit und Binnenethik ist es zu verdanken, dass der Wunsch nach Machtballung dem Schweizer fremd ist und dass man ihn, der wahrhaftig alles andere als sündenfrei ist, wenigstens von zwei Grundlasten unserer Zeit freisprechen muss: vom Militarismus und Nationalismus. Unser Augenmerk geht statt auf Macht und Ausdehnung auf Stärkung des internationalen Rechtsgedankens und auf Völkerverständigung.

Kein vernünftig denkender Schweizer möchte sein Land grösser sehen. Keiner ruft nach Kolonien und spricht von «Volk ohne Raum». Als nach dem ersten Weltkrieg das Vorarlberg Anschlusswünsche äusserte, bedeutete dies keine ernsthafte Versuchung für die traditionelle Haltung der Schweiz; das Ansinnen des östlichen Nachbarn fand kein zustimmendes Echo.

Der Kleinstaat lebt vom *Recht* und von der Vertragstreue. «Unser Land ist klein», lesen wir in Werner Johann Guggenheims zeitnahe Schauspiel «Bomber für Japan»; «es hat keine andere Macht als eine geistige, eine sittliche, und keine stärkere Waffe als das Recht . . . In dem entsetzlichen Krieg zwischen Recht und Gewalt, der heute die ganze Welt durchtobt und in dem die nackte, gemeine Gewalt alle Bindungen des Rechts und der Sitte zu zertrümmern droht, da müssen wir immer und unverbrüchlich auf der Seite des Rechtes kämpfen.» Es ist selbstverständlich, dass der schweizerische Staat niemals, weder nach aussen noch im Innern, Sprüchen nachleben darf, die anderwärts in übelster Weise Geschichte gemacht haben: Not kennt kein Gebot; Recht ist, was uns nützt. Wir billigen dem Staat nicht Eigengesetzlichkeit zu; wir entbinden ihn nicht, wie dies gewisse staatsphilosophische Lehren tun, von den Gesetzen der Moral und des Christentums. Verschlagenheit, Lüge, Vertragsbruch, Drohung und Erpressung, von denen braune und rote Staatslenker bedenkenlosen und zynischen Gebrauch machen, gehören nicht zu den Mitteln schweizerischer Staatskunst. Dafür, so dürfen wir hoffen, führt die schweizerische Politik zu haltbaren Erfolgen und trägt nicht «im Erfolg der Gegenwart die Anfänge der eigenen Vernichtung in sich».

Rechtsstaat sein, heisst nun freilich nicht, möglichst viele Gesetze, Verordnungen und Reglemente schaffen. Die harten Notwendigkeiten des kompliziert gewordenen Lebens, verbunden mit der Ausweitung der staatlichen Aufgaben, haben in der Schweiz eine steigernde Gesetzesflut und damit eine Gesetzesinflation verursacht, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Zu viele Paragraphen engen den persönlichen Lebensraum ein und lähmen, was schlimmer ist, das Verantwortungsbewusstsein: der tote Buchstabe tritt an die Stelle der persönlichen Entscheidung. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, dass es besser ist, wenn dann und wann einer durch die weiten Maschen entschlüpft, als dass alle durch eine zu engmaschige Gesetzgebung behindert werden.

Das Recht ist die erste, nicht die einzige Waffe eines neutralen Kleinstaates in seinen Beziehungen zum Ausland. Verwildert die internationale Rechtsordnung, wie wir dies seit Jahren miterleben müssen, dann wird die Waffe des Rechtes stumpf und unzuverlässig. Deshalb

muss die kleine Schweiz eine *wehrhafte Schweiz* sein und bleiben. Sie muss Angriffe auf ihre Selbständigkeit mit handgreiflichen Waffen zurückweisen. Das bestätigte die Neutralitätsurkunde vom 20. November 1815; die Mächte anerkannten die schweizerische Neutralität als «im Interesse von ganz Europa» liegend. Den Schutz unserer Neutralität haben wir – gottlob – selber zu leisten.

Vom ersten Tage der Bundesgründung an wacht nämlich der Schweizer eifersüchtig darüber, dass er *Meister im eigenen Hause* bleibt. Der Richterartikel ist das Hauptstück des ewigen Bundes von 1291; er bestimmt, dass niemals mehr ein ortsfremder Richter über oder in die Täler gesetzt werde; die Schwurgenossen belassen dem Reichshaupt nur noch ein formelles Einsetzungsrecht, eine Art Bestätigungsbefugnis. Als Talrichter muss fortan immer ein Einheimischer amten; ein Vertrauensmann des Volkes soll der Gemeinschaft vorstehen. «Mit diesem Richterartikel», sagt Karl Meyer, «schied sich die Wege des Reiches und jener der Schweiz. Draussen ein ortsfremder Beamtenapparat, Interessenverfechter eines Alleinherrschers und seiner feudalen Gefolgschaft, hier einheimische Vertrauensmänner und Vorkämpfer des Volkes. Herrschafts- und Machtstaat dort, volksverbundener Genossenschafts- und Kleinstaat hier». In ähnlicher Weise suchten die Städte früh das Schultheissenamt an sich zu bringen; auch hier behielt der König bald nur noch eine formelle Einsetzungsbefugnis. Überall in der alten Eidgenossenschaft entzog man sich fremdem Willen so rasch und so dauernd als möglich.

Unabhängigkeit gegen aussen ist auch heute noch oberster und erster Bundeszweck. Die schlimmen Erfahrungen der Franzosenzeit, wo der Wolf sich im Schafspelz vorstellte, haben das Schweizervolk gegen Einflüsterungen und Zumutungen von aussen immun gemacht. Was man damals einem wohlmeinenden Warner – Gottfried Ebel – nicht glauben wollte, hat sich, so hoffen wir, nachträglich unauslöschlich in die Köpfe und Herzen der Schweizer eingegraben: «Es ist toll und rasend, etwas Gutes im eigenen Lande durch ein fremdes Volk bewirken zu wollen.» Man kann den inhaltschweren Warnruf, der nach mehr als anderthalb Jahrhunderten nichts von seiner Gültigkeit eingebüsst hat, nicht oft genug wiederholen. Dass es in der Schweiz eine «Partei des Auslandes» gibt, ist eine vollkommene Absurdität.

Es lag ganz auf der Linie der gesunden Reserviertheit fremden Einmischungsversuchen gegenüber, als vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges Bundesrat Obrecht in Basel an die Adresse der Machthaber des «tausendjährigen» Reiches das hochgemute Wort richtete, kein Schweizer Bundesrat werde ins Ausland wallfahren gehen.

Hart neben dem eben geschilderten Wesenszug – Ablehnung unberechtigter fremder Ansprüche – steht ein ähnlicher im geistigen Antlitz der Schweiz: Schweizer sind eingefleischte Demokraten und als solche hochgradig unbegabt für jede Art von *Führerkult*. Monarchisch erzogene Völker sehen sich gern in einer Machtgestalt verkörpert. Anders die Eidgenossen. Bei ihnen ist der Hervorragendste immer bloss Erster unter gleichen. Man liebt hiezulande Rekorde des Persön-

lichen nicht. Blindlings einem Führer nachzulaufen, erschiene als ein Frevel an der Würde des Menschen – oder als Dummheit. Denn wir glauben weder an die nachtwandlerische Sicherheit eines Einzigen noch an die Unfehlbarkeit in politischen Dingen überhaupt. Alle für einen – ja, das sollte mehr sein als ein billiger Schützenfestspruch; niemals aber: alle für einen Einzigen! Mehr als ein Eidgenosse, der sich zu weit vorwagte und den natürlichen Bereich des schweizerischen Kollegialsystems verliess, bekam den Volkszorn zu spüren. Vom Bürgermeister Hans Waldmann sagten die erbosten Zürcher Bauern 1489: «Und wenn er so gross wäre wie ein Haus, er muss doch sterben.» Und als Ulrich Zwingli auf dem Kappeler Schlachtfeld fiel, da verdamnte ihn das katholische Kriegsvolk als den «Vogt aller Eidgenossen»: grössern Hass als der Abfall vom Glauben der Väter hatten ihm seine weitreichenden politischen Pläne eingetragen.

So scharf der Schweizer die politische Machtkonzentration ablehnt, so erwünscht ist ihm andererseits eine klare Regierungsautorität. Er will keinen Führer, dafür sieht er nicht ungerne führende Mitbürger um sich her. Oder umgekehrt: «Je mehr Männer mit Führereigenschaften ein Volk nach seiner geistigen Art und nach seinem politischen Aufbau besitzt» – sie sind in der Schweiz in ungewöhnlich hoher Zahl vorhanden –, «um so weniger hat es Platz für Führer, die eine persönliche und bedingungslose Gefolgschaft verlangen» (Max Huber). Ablehnung des Führerfimmels setzt den Willen zu eigenem Denken, Urteilen und Mithandeln voraus. Der Schweizer ist nicht geschaffen, blinden Gehorsam zu leisten, weil er gewohnt ist, selbst ein gutes Stück Verantwortung zu tragen. Noch im Militärdienst, wo naturgemäss wenig Raum bleibt für Einzelgängerei und wo jeder sich einem höheren Willen unter- und einordnen muss, gehorcht er lieber grösserem Können und besserer Einsicht als dem nackten Kommando. Auch hier bleibt das kritische Denken des demokratischen Staatsbürgers wach. Der unpolitische «Nur-Soldat», System «Befehlist-Befehl», den es wenig kümmert, ob er zum Werkzeug eines Verbrechers wird, ist in der schweizerischen Milizarmee undenkbar; der Geist des «totalen Soldaten», der in den Aktenstössen von Nürnberg sein Unwesen treibt, hat mit schweizerischem Soldatengeist nichts gemein.

Vielleicht sind in diesem Zusammenhange sogar einige Abstriche an dem Bild Wilhelm Tells erlaubt, das uns Friedrich Schiller in seinem Freiheitsdrama vor die Augen stellt. Es scheint uns nämlich, ein Mann, der bloss der Mann der Tat sein, dagegen mit den politischen Besprechungen und Vorbereitungen für den Zusammenschluss nichts zu tun haben will, sei nicht beispielhaft für den Eidgenossen. Schweizerische Eigenart ist, sich als mitverantwortliches Glied ins Ganze einzureihen und am öffentlichen Leben tätigen Anteil zu nehmen. Res publica muss in der Schweiz immer auch res mea bedeuten.

Doch wir haben ein Feld betreten, das im schweizerischen Staatsbewusstsein mit Fug den grössten, den schönsten Raum einnimmt: *Freiheit*. Was wäre die Schweiz ohne die Schweizer Freiheit? Ein Ofen ohne Feuer, ein Acker ohne Saat. Die Begriffe Schweiz und Freiheit gehören zusammen gleich siamesischen Zwillin-

gen, nicht nur in unserer eigenen Vorstellung, sondern auch in der des Auslandes. Wie oft und mit wieviel Überschwang des Herzens ist unsere Heimat als ein Hort der Freiheit gepriesen und als eine paradisische Insel des Glücks ersehnt worden! Dabei blieb manchem unklar, was er sich eigentlich unter der Schweizer Freiheit vorzustellen habe.

Der moderne Mensch, sofern er nicht von östlicher Umwertung aller Werte erfasst ist, versteht unter Freiheit zunächst das Recht auf einen vom Staat unbehelligten Lebens- und Wirkungsraum. Der Einzelne wünscht Freiheit *vom* Staat, ausgedrückt und garantiert in Rechten wie freie Niederlassung, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Schutz vor willkürlicher Verhaftung, Recht der freien Meinungsäusserung, Pressefreiheit, Vereinsfreiheit, freie Berufswahl und Berufsausübung. Dass diese Ellbogenweite an der Freiheit des Nächsten eine Grenze finden muss und daher niemals vollständig sein kann, gehört zum staatsbürgerlichen A-b-c eines rechten Demokraten; ebenso selbstverständlich nimmt er es hin, wenn der Staat die liberalen Freiheitsrechte in Zeiten des Notstandes beschränkt, um mit dem Staatsganzen auch den einzelnen Bürger retten zu können. Es ist ein Hauptanliegen unserer Bundesverfassung, im Interesse des Staates wie des Einzelnen die richtige Mitte zwischen Bindung und Freiheit zu finden, die beiderseitigen Rechte und Ansprüche sorgsam gegeneinander abzuwägen. Ihr Ziel ist der freie Mensch im freien Staat; nicht der Staatssklave, wohl aber der Staatsbürger, der innerhalb gewisser Grenzen als selbstverantwortlicher Mensch tun und lassen darf, was er für richtig hält.

Unmittelbar neben die Freiheit *vom* Staat stellt sich die Freiheit *im* Staat. Sie erteilt dem Bürger das Recht, aktiv am Staatsleben mitzuwirken, seine Auffassung bei der Bildung des Gesamtwillens in die Waagschale zu werfen. Er nimmt teil an Gemeindeversammlungen, in einzelnen Kantonen an der Landsgemeinde; er arbeitet mit in Kommissionen und Räten, oder aber er gibt seinen Willen mit Hilfe des Stimm- oder Wahlzettels an der Urne kund. Wir sprechen zusammenfassend vom Stimmrecht, vom aktiven und passiven Wahlrecht des Schweizer. Es ist wichtig, dass wir diese Freiheit im Staat richtig zu würdigen wissen. Eidgenössische wie kantonale und kommunale Beteiligungsziffern beweisen, dass nicht jeder Schweizer der bedeutungsvollen Wahrheit eingedenk ist: Stimmrecht heisst auch Stimmpflicht, es gibt überhaupt keine Freiheit ohne die Pflicht als Gegenprägung.

Wir Schweizer, die Deutschschweizer im besondern, sind nüchterne Leute. Trotzdem dürfte etwas von der Begeisterung, die in den folgenden Worten Heinrich Federers, des katholischen Geistlichen, schwingt, auch in jeden andern Schweizer überfließen. Möchte sich vor allem die Jugend an solchem Feuer erwärmen! «Ich stimme auch», sagt Federer. «Mit dem Zettel in der Hand genieße ich immer das Gefühl, als fliesse uraltes, blaues Blut durch meine Adern, und wenn ich an der Urne stehe, so weiss ich allemal vor Feierlichkeit kaum den Abstimmungszettel in den Umschlag zu stecken und finde vor der Lichtflut der Souveränität, in der ich strahle, fast die Spalte der Stimmschachtel nicht.»

Die skizzierten Freiheiten – die liberale Freiheit *vom* Staat, die staatsbürgerliche Freiheit *im* Staat – sind, unterbaut vom Grundsatz der Rechtsgleichheit, die beiden tragenden Säulen jeder neuzeitlichen Demokratie. Sie sind das Ergebnis theoretischen Nachdenkens über den Staat und entstammen dem Ideenschatz der Aufklärung. Anders eine dritte Form des Freiheitsbegriffs, die in der Schweiz besonders liebevoll ausgestaltet worden ist: Die Autonomie einzelner Staatsteile, gemeinhin *Föderalismus* genannt. Hier befinden wir uns auf dem Urgrund schweizerischen Freiheitsstrebens. Mit ihrem ausgeprägt föderativen Aufbau von unten nach oben unterscheidet sich die schweizerische Eidgenossenschaft grundsätzlich von andern Demokratien.

Die Bundesgründer sahen die Hauptaufgabe des Bundes darin, den einzelnen Gliedern ein möglichst unbehelligtes Eigenleben zu sichern. Altschweizerische Freiheit bedeutete daher nicht Freistellung des Individuums, nicht persönliche Freiheit, sondern Selbstverwaltung und Selbstbestimmungsrecht des natürlichen engbegrenzten Lebensbereiches, in dem sich Vornehme und Geringe, Freie und Unfreie, als Schicksalsgenossen fühlten. Man schuf 1291 keine zentrale Organisation; das zentralistische Gedankengut wurde nur eben angetönt; der Landesschutz und die Rechtsbewahrung waren stillschweigend der Genossenschaft übertragen (vgl. R. Feller: Von der alten Eidgenossenschaft). Selbstverständlich machten die Komplizierung des menschlichen Lebens und das Anwachsen der Bevölkerung im Laufe der Zeiten viele Eingriffe ordnender Art notwendig; mehr und mehr Aufgaben, die vordem die Genossenschaft erfüllt hatte, mussten dem Staat – zunächst dem Kanton – zugewiesen werden; enger und bescheidener wurde der Geltungsbereich der örtlichen Gemeinschaften oder Korporationen. Es entstand das Spannungsfeld zwischen den Gliedern und dem obern Staatsverband – zwischen Gemeinden und Kantonen einerseits und Kantonen und Bund andererseits –, ein Spannungsfeld, dessen Polarität wir Heutigen stärker als die meisten unserer Vorfahren empfinden. Zwangsläufig ist die verfassungsmässige Entwicklung der Schweiz den Weg des Zentralismus gegangen; das rasch pulsierende wirtschaftliche Leben des Industriezeitalters, das wachsende gesamtschweizerische Bewusstsein und, nicht zuletzt, die latente Drohung durch eine periodisch vom Nationalismus heimgesuchte Umwelt, verbieten von selbst jedes Liebäugeln mit einem extremen Föderalismus. Wir verstehen es kaum mehr, dass während des Dreissigjährigen Krieges ein Flugblatt aus Schwyz sich gegen die sehr bescheidene militärische Reorganisation durch das Defensional von Wil (1647) wandte mit den Worten: «Gott behüete uns durch Mariä der Allerheiligsten fürbitt vor solchen Macchiavellischen Streichen und erhalte unss bey den Alten Pündten»; wir lächeln darüber, dass ein Zürcher Aristokrat sich noch im Jahre 1785 über eine einfache ausser-schweizerische Ordnungsmassnahme aufhalten konnte: «Als wir jenseits des Bözberg bei Hornussen das österreichische Gebiet betraten, befahl uns eine Art Schauer beim Anblick der Nummern an den Häusern, die uns ein Symbol der unbeweglich über die Besetzung des Privatmannes sich ausdehnenden Hand des Herrschers

erschieden.» Wir, die wir das Anschwellen der Bundesbürokratie bis zum Stand von rund 90 000 Personen miterlebt haben, vernehmen mit ungläubigem Staunen, dass der Raumbedarf für das zu bauende «Bundesrathaus» vor hundert Jahren mit je zwei Zimmern für das politische und das Departement des Innern, mit zehn Zimmern für das Militärdepartement veranschlagt wurde! Und wenn wir uns die Hunderte von Millionen der heutigen Bundesausgaben allein für militärische Zwecke vor Augen halten: wie paradiesisch mutet uns die Anfangszeit des Bundesstaates an, da der Bundeskassier Carl Spitteler – des Dichters Vater – die Bundeskasse über Mittag in einem Bett der Abwartwohnung des Erlacherhofes zu verstauen pflegte! Trotz allem: Noch ist die Eidgenossenschaft eine Confoederatio, noch sind wir Föderalisten. Jeder Schweizer ist zunächst einmal Bürger einer der 3107 Gemeinden des Schweizerlandes, wo er mitraten und -taten hilft; sein politisches Interesse und – vom Steuerzettel abgesehen – seine Zuneigung gilt im weitem seinem «Staat», dem Kanton; in dritter Linie erst fühlt er sich als Schweizer. Gewiss, der Wille zur kantonalen Selbstherrlichkeit mag hier etwas tiefer greifen als dort; «Bern» als Sinnbild für die Ansprüche und Eingriffe des Bundes mag verschiedene Wärmegrade des eidgenössischen Zusammengehörigkeitsgefühls erwecken: Alle Schweizer sind sich doch darin einig, dass am föderativen Aufbau unseres Staates grundsätzlich nicht gerüttelt werden darf. Niemand möchte den einen Versuch von vollkommenem Zentralismus, wie ihn der helvetische Einheitsstaat unter dem Zwang der französischen Bajonette machte, wiederholen. Im Gegenteil! Angesichts der wachsenden Macht der Bundesverwaltung erhebt sich weit herum wieder der alte Warnruf der Waadtländer: Unissons, ne centralisons pas! Zu weit getriebene Einheitlichkeit führt in einem verschieden gestalteten Staatsvolk leicht zu Uneinigkeit; Beispiel: die Kämpfe zwischen Föderalisten und Unitariern während der Helvetik. Dabei freilich muss jedermann einsehen, dass die föderative Lösung mit 25 Staatsverfassungen (25 Steuergesetzen, Schulgesetzen, Jagdgesetzen usw.) und rund 3000 Gemeindeordnungen nur auf die Friedenszeit zugeschnitten ist. «Wütet der Krieg an den Grenzen», sagt Ernst Schürch in seinen ‚Bemerkungen zum Tage‘, «dann ziehen wir sofort das Sommersegel der Demokratie ein und treten unter den Böswetterschutz der Vollmachten, die ein beweglicheres und stärkeres Regieren erlauben». Gemeinden und Kantone werden dann mehr und mehr zu Ausführungsorganen des Bundes. Ist die Gefahr vorüber, sollen aber rasch wieder die föderativen und demokratischen Spielregeln gelten. So will es der an der Vergangenheit geschulte und der Tradition verhaftete Sinn des Eidgenossen.

Gelegentlich mag sich eine zweifelnde Frage erheben: Ist das Zusammenspiel von Gemeinden, Kantonen und Bund nicht eine kaum zu bewältigende Kunst der Polyphonie? Widerspricht diese politische Vielgestaltigkeit nicht allen Forderungen nach Rationalisierung und Vereinfachung?

Übelwollende und verständnislose Kritiker haben die Schweiz, nicht zuletzt im Blick auf ihren Föderalismus, einen Querschläger Europas genannt. Andere, sie sind in der Überzahl, sprechen lobend vom einmaligen poli-

tischen Kunstwerk Schweiz. Der französische Dichter Victor Hugo war des Glaubens, die geschichtliche Entwicklung werde dereinst den allgemeinen Sieg der schweizerischen Gemeinschaftsform verkünden: «*La Suisse, dans l'histoire, aura le dernier mot.*»

Wie die fremden Urteile lauten mögen, der Schweizer stellt sachlich fest, dass sein Land in Geschichte und Gegenwart einen Sonderfall darstellt. Und zwar liegt das Entscheidende in der föderativ-genossenschaftlichen Gliederung, die wir eingangs als eine Folge der landschaftlichen «Kammerung» erkannt haben. Sie schafft kleine, übersichtliche Lebensräume. In der Gemeinde, wo jeder die Verhältnisse überblicken und mitbeeinflussen kann, entwickelt sich fast von selbst ein tätiges Verantwortungsgefühl, eine besondere Gemeinschaftsethik. Zwischen gegensätzlichen Interessengruppen brechen die Bindungen nie ganz ab, weil man doch täglich aufeinander angewiesen ist und sich kennen und schätzen lernt. Harte Mehrheitsbeschlüsse lassen sich so vermeiden. Im weitem nehmen die kleinen Verbände – Gemeinde und Kanton – dem Gesamtstaat zahlreiche Aufgaben ab, so dass sich dessen Pflichtenheft gerade noch mit demokratischen Mitteln bewältigen lässt. Andererseits kommt die in den Zellen der Gemeinde und des Kantons gewonnene menschliche und politische Schulung dem obern Staatsverband zugut. Es ist der normale Weg des schweizerischen Politikers, sich die Sporen zuerst einmal in der Wohngemeinde, sodann im Kanton abzuverdienen. Der Berufspolitiker, der ausschliesslich über ein Verbands- oder Parteisekretariat die politische Stufenleiter erklimmt, sollte in unserem Lande die Ausnahme bilden. Die Gefahr, dass die Verbände und Parteien die einstigen natürlichen Grenzen der politischen Struktur verwischen, ist an sich schon gross genug. Bereits binden sich ja viele Politiker strikte an die Parolen ihrer Organisation, während es der Wille des Gesetzgebers war, dass die Volks- und Ständevertreter nur ihrem eigenen Gewissen verpflichtet seien; Art. 91 der Bundesverfassung bestimmt: Die Mitglieder beider Räte stimmen ohne Instruktionen.

Es ist ein weiterer Vorteil des föderativen Systems, dass es die auf sprachlichen, konfessionellen oder entwicklungs-mässigen Unterschieden beruhenden Minderheitenprobleme zu lösen vermag: Der Gesamtstaat überlässt den Gliedern die Gebiete des öffentlichen Lebens zur selbständigen Betreuung, die erfahrungsgemäss die meisten Reibungsflächen bieten: Schul- und Kirchenpolitik, kulturelle Aufgaben überhaupt. Auf diese Weise ist es möglich, dass eine Gruppe, die gesamtstaatlich gesehen eine Minderheit ausmacht, in ihrem kleineren Kreis zur Mehrheit wird – der Konfliktstoff ist beseitigt, das friedliche Nebeneinander gesichert. Kein Zweifel: Hass und menschliche Leidenschaften sind auch der genossenschaftlichen Lebens- und Staatsform nicht fremd; aber die zersetzenden Kräfte stossen doch hier auf starke sittliche Gegenkräfte. Vor allem kommen Gefühle der sozialen Missachtung nur schwer auf; zu allen Zeiten hielten sich in der Schweiz die Unterschiede zwischen reich und arm, hoch und nieder, in erträglichen Grenzen. Der Schweizer anerkennt keinen Übermenschen, stempelt aber auch keinen zum Untermenschen. Sogar während des Absolutismus blieb der genossenschaftliche Geist stärker als der vom Ausland herein-

brechende Zeitgeist. Während anderwärts die örtliche Selbstverwaltung erstickt wurde – man denke an das Frankreich Ludwigs XIV. und dessen Losung: *un roi, une loi, une foi* –, achteten die schweizerischen Patrizier das Lebensrecht der Korporationen. Der Staat Bern z. B. beschränkte seine Macht auf das Notwendige; mit einer achtzig Mann starken Polizeitruppe, *Maréchaussée* genannt, liess sich in dem weiten Raume zwischen Brugg und dem Genfersee wahrhaftig nicht allzu viel ausrichten. Ein Berner Ratsherr schrieb denn auch um 1680 in seinen Sackkalender: «Ein Mandat von Bern, wer es halten will, der tut es gern.» Wo der Heutige rückschauend grosse Gegensätze der sozialen Schichtung feststellt, empfindet er an die viel schrofferen ausländischen Verhältnisse gewöhnte fremde Betrachter immer noch die ausgleichende Kraft des Genossenschaftsgeistes; der venezianische Gesandte Padavino bemerkt um 1600, die Schweizer seien Fanatiker der Gleichheit.

Das stille Walten des genossenschaftlichen Geistes zeigt sich besonders schön darin, dass in der Schweiz keine dauernde Kluft zwischen Stadt und Land entstehen konnte. Von allem Anfang an behauptete der Landbewohner seinen Rang neben der kulturstärkeren und im allgemeinen auch politisch deutlicher hervortretenden Stadt. Es ist die auffälligste Besonderheit des Bundes von 1291, dass sich hier das Landvolk erstmals politisch handlungsfähig machte. Die Verbindungen Luzerns, Zürichs und Berns mit den Waldstätten um die Mitte des 14. Jahrhunderts bilden einen zweiten Sonderzug der eidgenössischen Geschichte: Städter und Bauern als gleichberechtigte Bündnispartner – das war eine für das damalige Europa unerhörte Verbindung. In der Folge gehörte zu den eidgenössischen Selbstverständlichkeiten, was man 1499 nach dem Sieg bei Dornach den Adeligen aus dem Reich zurief: «Die Herren sollen bei den Bauern liegen!»

Betrachten wir zusammenfassend den Ideengehalt, der die geistigen Züge unseres Staatswesens geprägt hat, so dürfen wir wohl mit dankbarem Stolz feststellen: Unsere Staatsform ist eine Bürgerschule, mehr: eine Schule der Menschlichkeit. Ihre Ziele sind hoch gesteckt; sie decken sich letztlich mit denen, die das Buch der Bücher der ganzen Menschheit aufgibt. Ist es nicht, als entsprächen sie den vier Balken des weissen Kreuzes im roten Feld, das dem christlichen Zeichen nachgebildet ist: Bekenntnis zu Recht und Freiheit; Bereitschaft zu Vertrauen und Vertragstreue; Sinn für Mass und Verträglichkeit; Achtung vor dem Lebensrecht des Kleinen und Schwachen. Es war nicht eine blosser Formel, als die Männer von 1291 ihren Bund mit den Worten einleiteten: *In Nomine Domini, Amen*. Deshalb muss es auch uns Heutigen bedeutsam sein, dass die Bundesverfassung mit den Worten beginnt: *Im Namen Gottes des Allmächtigen*. Nur wenn wir, wie es die Verfahren getan, erkennen, «dass der Mensch nicht der Anfang und das Ende der Geschichte, nicht deren Herr ist» (Max Huber), so verdienen wir das Glück, Teilhaber zu sein des schönsten freien Genossenschaftsstaates, der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Es bleiben einige Gedanken beizufügen, die in unserem Kreis, da wir uns doch alle mit Unterricht und Erziehung befassen, besonders angebracht sein dürften.

Das friedliche Zusammenleben ungleich gearteter Volksteile im gleichen Staatsverband macht es deutlich, dass die Schweiz keine natürliche, wohl aber eine sittliche Tatsache darstellt. Nicht eine so oder anders ausgebaute Blut- und Bodentheorie schliesst die Schweizer zur Nation zusammen; es ist vielmehr der Wille, gleichen überzeitlichen Idealen nachzueifern. Daher hängt für unsere staatliche Zukunft alles davon ab, ob und wie weit der Schweizer, jeder einzelne Schweizer, diesen Idealen in seinem Lebensbereich Gestalt zu geben vermag. Das Schweizertum muss sich werktags und sonntags, auf Markt und Strassen, in Familie und Verein, in der Ratsstube und im Bahnwagen kundtun, durch ein Verhalten, das jederzeit im Nachbar den Mitmenschen achtet und auch im zufällig unsern Weg kreuzenden Mitmenschen den gleichberechtigten, vielleicht unserer Hilfe bedürftigen Mitbürger erkennt. Die Entscheidung über diese Schicksalsfrage fällt auf dem Boden der Erziehung. «Nimmer und nimmer dürfen wir es vergessen», sagt der grosse Lützelflüher Pfarrer, «und das ist ein Unterschied, der sein soll zwischen uns und andern Völkern, solange wir Schweizer sein wollen...», dass die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus ist, während andere Völker ihre Kraft in der Masse suchen und der Masse Kraft in ihrer Grösse und Verkittung. Um den Einzelnen kümmert sich keiner, und von keinem wird ein Heil erwartet». Prophetisch fährt Gotthelf fort: «Die Folgen dieses Übelstandes werden einst blutig leuchten über Europa. Denn er ist ein unchristlicher und ist geradezu aller brüderlichen Liebe, allem sittlichen Ernste feindlich.» – Jedes einzelnen Schweizers Wiege das Haus: wer dächte da nicht an das andere schöne Wort Jeremias Gotthelfs: «Zu Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.»

Albert Bitzios war nicht der einzige unter unsern hohen Geistern, den Dichtern, Gelehrten und Staatsmännern, der darauf hinwies, dass die wahre Wurzel der schweizerischen Volkskraft in der Erziehung liegt. Das gesamte schweizerische Kulturschaffen trägt pädagogische Züge. Wie viele befeuernde Anrufe verdanken wir, um nur einige wenige Namen der Neuesten Zeit in Erinnerung zu rufen, dem Geschichtsschreiber Johannes von Müller; mit welcher unerschöpflicher Seelenkraft hat Heinrich Pestalozzi für edles Menschentum gewirkt! Gottfried Kellers gesamtes Werk ist ein Vademecum für eidgenössische Lebensgestaltung. Selten ist der Schweizer Künstler bloss Künstler; die Richtung *l'art pour l'art* hat nicht schweizerischen Heimatschein. Selbst so eigenwillige Köpfe wie Jacob Burckhardt und Carl Spitteler machen keine Ausnahme von der Regel, dass die Schweizer Denker und Dichter zugleich Volks-erzieher sein wollen.

Man darf also wohl auch etwas von denen erwarten, die sich der Erziehung berufsmässig verschrieben haben. Seien wir uns unserer verpflichtenden Aufgabe in bezug auf die menschliche und staatsbürgerliche Haltung der nachwachsenden Generation täglich bewusst! Und bedenken wir bei allen unsern unterrichtlichen Bemühungen: Verfassungen, Gesetze, Verordnungen jeder Art sind die Papierformen unseres Gemeinwesens; mehr als sie zählt die Bewährung im Alltag. Die Schweiz ist nicht etwas Fertiges, Abgeschlossenes, sondern ein

immerzu neu Werdendes. Sie ist nicht, bloss weil sie Demokratie heisst, eine an sich krisenfeste und «narrensichere» Staatsform («fool-proof», sagen die Engländer). In der Sprache der demokratischen Praxis übersetzt, heisst dies: Es geht bei uns nicht ohne Kompromisse ab. Weder Einzelne noch Gruppen dürfen ungehemmt ihre Forderungen durchsetzen. Im Interesse des Nachbarn, der genau das gleiche Recht auf Wohlergehen hat wie du und ich, müssen wir uns bescheiden können. Der Schweizer muss immer wieder die richtige Mitte finden zwischen seinen eigenen berechtigten Begehren und den Ansprüchen anderer.

«Es kann nur gut werden durch die Guten», sagte vor 150 Jahren eine edle deutsche Frau, Königin Luise von Preussen. Den gleichen Gedanken drückte Pestalozzi so aus: «Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch Menschenbildung.» Der Satz enthält eine unbedingte und zeitlose Wahrheit. Er spricht von der Grösse der Aufgabe, die jeder Schweizer mit der Gabe des Schweizertums zu übernehmen hat. Das hohe, kaum je erreichbare Ziel will uns gelegentlich entmutigen, der oft langsame Schritt der Entwicklung, der zudem gar nicht immer als «Fort»schritt erscheint, will uns ungeduldig machen. Doch vergessen wir nicht – und das ist nicht die geringste Lehre, die uns unsere nationale Vergangenheit erteilt –: Was Bestand haben soll, muss Zeit zum Wachsen und Reifen haben.

BUCHBESPRECHUNGEN

Quellen zur neueren Geschichte. Verlag Herbert Lang, Bern.

Seit 1944 gibt das Historische Seminar der Universität Bern eine Sammlung von Quellen zur neueren Geschichte heraus, die bis heute – Sommer 1951 – auf 14 Hefte (wovon zwei doppelstarke) angewachsen ist. Neben dem Leiter des Historischen Seminars, Prof. Werner Näf, der die Hefte 2 und 4 betreut hat, zeichnen als Bearbeiter Ernst Walder (Hefte 1, 3, 7, 8, 10, Doppelheft 14/15), Heinrich Wolfensberger (5, 9), Hans Hochuli (6), Ernst Keller (11) und Konrad Müller (Doppelheft 12/13). Die Herausgeber gehen von der ebenso richtigen wie wichtigen Tatsache aus, dass «jedes historische Studium, jedes Bemühen um wirkliche historische Einsicht und Anschauung überhaupt die Kenntnis der grossen geschichtlichen Dokumente voraussetzt». Da indes viele Texte schwer aufzufinden sind und Auszüge in Quellenanthologien usw. selten befriedigen, lag es nahe, allen Geschichtsbeflissenen, denen die grossen Editionen nicht zur Verfügung stehen und die überdies von den dort aufgehäuften Materialmassen abgeschreckt würden, eine Reihe der bedeutsamsten Dokumente zur neueren Geschichte in handlicher Form und zu annehmbaren Preisen zugänglich zu machen.

Der Raum erlaubt es nicht, jede der 13 Publikationen einzeln zu würdigen; immerhin seien mit der nachstehenden Inhaltsübersicht Plan und Anlage der Schriftenreihe wenigstens angedeutet. Ein Quellenstück kommt erst dann richtig zum «Sprechen», wenn es in einer Stufenfolge, sei es als Neben- oder als Gegenstück zu andern, erscheint; daher enthält jedes Heft nach Möglichkeit eine Gruppe von Dokumenten, die sich gegenseitig ergänzen und so als Ganzes, kraft der thematischen Verwandtschaft, einer historischen Situation gerecht werden oder einen geschichtlichen Ablauf veranschaulichen können. Ein ausgiebiger Quellen- und Literaturnachweis enthebt den, der weitere Texte beiziehen möchte, einer im allgemeinen recht mühsamen Sucharbeit.

Die Titel und Inhaltsübersichten der Hefte sprechen im übrigen für sich selbst. Welche Bogen schlagen sie, gesamthaft gesehen, über die Geschichte einzelner Länder, Frankreichs zum Beispiel: von den Religionsedikten des 16. Jahrhunderts bis zu General de Gaulles «*France libre*» und zur Vierten Republik –; welche Höhepunkte der Menschheitsgeschichte erhellen sie! Da sind, vollinhaltlich, im lateinischen Urtext und in der deutschen Übersetzung von 1545, Luthers 95 Thesen, welche die mittelalterliche Welt aus den Angeln hoben; da sind der Mayflower-Vertrag von 1620, der Menschenrechtskatalog der Virginia Bill of Rights und ähnliche Dokumente, die in der Entwicklung zur selbstverantwortlichen Menschenwürde nicht wegzudenken sind. Alles in allem enthalten die vorliegenden Quellenhefte eine Editionsarbeit, die man sowohl in der Studentenschaft wie in den Kreisen der Geschichtslehrer zu würdigen wissen wird.

1. *Vom Ancien Régime zur Französischen Revolution*. Wahlreglement für die Etats généraux von 1789, Cahiers de doléances 1789, Französische Verfassung von 1791. 77 Seiten, Fr. 3.–.
2. *Europapolitik zu Beginn des 19. Jahrhunderts*. Hl. Allianz, Grosse Allianz (Quadrupelallianz), Neutralität der Schweiz (alle 1815), Die Beschlüsse der Aachener Konferenz (1818), Das Interventionsprinzip (1820), Instruktion Metternichs für den österreichischen Gesandten in der Schweiz (1826). 43 S., Fr. 2.20.
3. *Kaiser, Reich und Reformation 1517 bis 1525*. Luthers Thesen, Wahlkapitulation Karls V., Das Wormser Edikt, Die zwölf Artikel der Bauern. 61 S., Fr. 2.80.
4. *Staatsverfassungen und Staatstypen 1830/31*. Franz. Charte, Verfassung des Königreiches Sachsen, Bernische Regenerationsverfassung. 79 S., Fr. 3.60.
5. *Napoleonische Friedensverträge*. Campo Formio, Lunéville, Amiens, Pressburg, Tilsit, Wien-Schönbrunn. 66 S., Fr. 3.–.
6. *Der Aufbau der Vereinigten Staaten von Amerika*. Mayflower-Vertrag 1620, Menschenrechte und Verfassung von Virginia 1776, Unabhängigkeitserklärung 1776, Konföderationsartikel 1777, Verfassung der USA 1787, Ohio-Ordonnanz 1787. 56 S., Fr. 2.60.
7. *Religionsvergleiche des 16. Jahrhunderts I*. Zweiter Kappeler Landfrieden, Konfessionelle Vergleiche in Appenzell und Glarus, Augsburger Religionsfrieden. 54 S., Fr. 2.60.
8. *Religionsvergleiche des 16. Jahrhunderts II*. Januaredikt 1562, Edikt von Nantes 1598. 68 S., Fr. 3.–.
9. *Friedensverträge aus der Zeit der nationalen Einigung Italiens und Deutschlands*. Villafranca und Zürich 1859, Wien 1864, Prag und Wien 1866, Friedenspräliminarien von Versailles und Friede von Frankfurt 1871. 66 S., Fr. 3.50.
10. *Das Ende des Alten Reiches*. Reichsdeputationshauptschluss 1803, Rheinbundakte 1806 mit zugehörigen Aktenstücken. 96 S., Fr. 4.80.
11. *Die englischen Freiheitsrechte des 17. Jahrhunderts*. Petition of Right 1628, Habeas Corpus Akte 1679, Bill of Rights 1689, Act of Settlement 1701. 40 S., Fr. 2.80.
- 12/13. *Instrumenta Pacis Westphalicae* (Wettfälische Friedensverträge), vollständiger lateinischer Text mit Übersetzung der wichtigeren Teile und Regesten. 167 S., Fr. 7.20.
- 14/15. *Von der Dritten zur Vierten Republik*. Verfassung 1875, Loi constitutionnelle vom 10. Juli 1940, Actes constitutionnels 1940–1943, Aktenstücke zur politischen Organisation der France libre, Verfassungsvorlage vom 19. April 1946, Verfassung der IV. Republik vom 27. Oktober 1946. 152 S., Fr. 7.–.
16. *Magna Carta Libertatum* von 1215. 56 S. Fr. 3.20.
Das Heft 16 enthält im lateinischen Urtext, in der ersten englischen Fassung von 1534 und in der deutschen Übersetzung von Hans Wagner die berühmte Magna Charta der Engländer, jenes staatsrechtliche Dokument, das gemein-

hin als erster Ausdruck des Freiheits- und Unabhängigkeitswillens des englischen Volkes gilt, in dem man aber entstehungsgeschichtlich eher ein Instrument der Feudalreaktion zu sehen hat: die dem König Johann abgezwungene «*Magna Carta Libertatum*» sicherte zunächst die Privilegien der Barone. Trotzdem ist sie im Kampf um die englischen Freiheitsrechte des 17. Jahrhunderts und in der Ausgestaltung zur heutigen demokratischen Monarchie Englands nicht wegzudenken, so dass sich ihre Veröffentlichung innerhalb der erwähnten Schriftenreihe vollauf rechtfertigt.

Hans Sommer

Fritz Bach, Lebendige Demokratie. Heimatkundevereinigung Frutigen.

Das schucke Heft ist als Festschrift auf den 550. Gedenktag der Vereinigung der Landschaft Frutigen mit Bern erschienen. Der kenntnisreiche Verfasser, der durch seine geschichtlichen und heimatkundlichen Arbeiten so etwas wie ein geistiger Talvater geworden ist, hat den Titel mit Bedacht gewählt: in der Zeit der volksdemokratischen Schlagworte und Verdrehungen ist es nötig, den Wurzeln der natürlich gewachsenen, wirklichen Demokratie nachzugraben. – Bachs Darstellung der Beziehungen Frutigens zu Stadt und Republik Bern 1400 bis 1950 erfüllt die schöne Doppelaufgabe, die heimatlicher Geschichtsschreibung gestellt ist: sie berichtet in leichtfasslicher Art, »wie es gewesen ist« und wird durch den Appell an das staatsbürgerliche Gewissen zu einem kleinen Vademecum demokratischer Lebensgestaltung.

Hans Sommer

Sepp Burgstaller und L. Gernot Stöger, Geschichte in Zeichnungen und Übersichten. 1. Teil. Verlag für Jugend und Volk. Wien, Verlags-Nr. 1561. Fr. 6.75.

Der Geschichtslehrer weiss, dass Geschichte vor allem lebenswarm erzählt werden muss, wenn sie Gemüt und Geist des Schülers erfassen soll. Freilich darf das Wort nicht einziges methodisches Hilfsmittel sein; es gilt, die Ergebnisse und Erkenntnisse schriftlich, wenn möglich auch zeichnerisch, festzuhalten. Das vorliegende Heft – es umfasst 80 wohlgefüllte Seiten in Breitformat mit rund 900 Einzelzeichnungen und einem knappen, das Wesentliche wirksam umreissenden Text – kann dem Lehrer hiezu treffliche Dienste leisten. Die beiden österreichischen Praktiker haben in bezug auf Stoffauswahl, methodische Durchdringung und bildhafte Darstellung aus einem Jahrtausende umfassenden Geschehen (Urzeit, Altertum, Mittelalter) ein erstaunlich hohes Ziel erreicht. Besonders zu loben ist der starke kulturgeschichtliche Einschlag ihres Werkes.

Hans Sommer

Atlas zur Weltgeschichte, bearbeitet von Karl Leonhardt. Lehrmittel-Verlag Offenburg-Baden 1951. Fr. 5.50.

Dieses neue Geschichtslehrmittel, ein geschmackvoll präsentierender Band im Format 34×25 cm, wird sich rasch einen grossen Benützerkreis schaffen. Dem Bearbeiter geht es darum, den «gesamten historischen Raum zu einem bestimmten Zeitpunkt deutlich übersehbar» zu machen, d. h. eine wirklich universale Betrachtung des geschichtlichen Ablaufs zu ermöglichen. Ein Mittel hiezu, weil es die vergleichende Arbeit erleichtert, ist die klare Grössenfolge der Karten, deren Maßstäbe sich wie 1 : 2 : 3 : 4 verhalten. Dem gleichen Ziel dient die Farbgebung: grundsätzlich ist für die gleichen Völker oder Staaten in den verschiedenen Zeiten die gleiche Farbe verwendet; auch die sprachliche Zugehörigkeit, die politische Stellung eines Territoriums (geistliches Gebiet, freie Reichsstadt usw.), die innere Verfassung (z. B. Staatsbildung auf Kosten des Feudalsystems) werden durch bestimmte, sich gleichbleibende Färbungen veranschaulicht. Dies alles erlaubt es, mit einem Mindestmass an erklärenden Beigaben (Legenden) auszukommen. Angenehm empfindet man es ferner, dass sämtliche Karten und Pläne – es sind deren 75 in achtfarbigem

Offsetdruck – in der selben Richtung eingefügt sind, so dass das lästige Wenden und Drehen des Atlases wegfällt.

Der Herausgeber, Oberstudiendirektor Karl Leonhardt in Rottenburg/Neckar, betont, dass der Atlas « mit der grössten Sorgfalt unter Heranziehung aller irgendwie nur erreichbaren Quellen bearbeitet » worden ist. Tatsächlich steht der Betrachter unter dem Eindruck, ein Werk von wissenschaftlicher Gründlichkeit vor sich zu sehen. Ein Fehlerlein enthält die Karte « Europa um 1930 » (S. 32); Agadir liegt natürlich nicht im Innern Marokkos, es ist vielmehr jener Hafenort an der marokkanischen Westküste, der durch den « Panther-Sprung » geschichtliche Bedeutung erlangt hat: im Jahre 1911 protestierte die kaiserlich-deutsche Regierung durch die Entsendung des Kanonenbootes « Panther » gegen die französische Kolonialpolitik in Nordafrika.

Hans Sommer

Dr. Oskar Kossmann, *Warum ist Europa so?* 287 S. Ganzleinen Fr. 12.50. S. Hirzel Verlag, Zürich, 1950.

Der Untertitel « Eine Deutung aus Raum und Zeit » weist auf Idee und Methode des Werkes hin: Neben der Geschichte vermag die Geographie den Blick für das So-Sein Europas zu öffnen, und zwar ist nach Kossmann das unveränderliche Gesetz des Raumes für die Entwicklung des Erdteils entscheidender als die ewig unberechenbaren Einwirkungen des Menschen. « Die grossen Blöcke und die Hauptzüge dieses Europa wurden bereits in grauer Vorzeit festgelegt. » Immerhin geht der Verfasser nicht so weit, den Geschichtsablauf im Sinne einer überspitzten genetisch-materialistischen Betrachtung als ein Werk bloss äusserer Gegebenheiten zu sehen und dem Menschen die Verantwortung für die Kulturentwicklung abzunehmen; im Gegensatz zu gewissen Geopolitikern reduziert er die Entwicklung nicht zu einer Art Rechenexempel: « Wir schliessen ohnmächtig unsere Augen vor der Nacht der Zukunft », so lautet einer seiner Schlusssätze.

Kossmanns gewichtige soziographische Arbeit ruht auf folgenden Grundgedanken: Die morgenländischen Oasen Ägypten und Mesopotamien sind die Wiegen der europäischen Kultur. Diese schritt in unaufhaltsamem Wachstum in stets sich verbreitende Räume hinein — wobei die frühere Peripherie jeweilen zum neuen Mittelpunkt wurde —, zunächst nach Griechenland, dann nach Italien; ihre endgültige Ausprägung fand sie auf der « Grosshalbinsel Europa », von wo sie nach Jahrhunderten wiederum ausstrahlte: durch das « Seetor » im Westen nach der überseeisch-angelsächsischen Welt, durch das östliche « Landtor » in die Ländermassen Russlands und Nordasiens. In der Fähigkeit, die Kultur immer neu zu lagern und umzuformen, sieht O. Kossmann einen Beweis für die unverwüsthliche Lebenskraft unseres « alten » Erdteils; aus dieser Tatsache schöpft er auch seinen verhaltenen Zukunftsglauben. Möchte er recht behalten in der Annahme, dass der Verkehr durch das « einzige wirklich globale Verkehrsmedium » der Lufthülle den « letzten grossen Riss, der heute noch durch die Welt geht », überwinden werde.

Der sorgfältig durchgeführten und reich dokumentierten Untersuchung sind instruktive farbige Karten beigegeben, die eine Reihe von charakteristischen Phasen der politisch-geographischen Entwicklung Europas festhalten. Hans Sommer

Heinrich Hoffmann, *Die Humanitätsidee in der Geschichte des Abendlandes*. Bei Herbert Lang, Bern, 1951, broschiert, Fr. 6.25.

Hoffmann weist, nach einem kurzen Blick auf den Osten, die Wurzeln der Humanitätsidee im stoischen und christlichen Denken nach. Während das Mittelalter zu ihrer Entfaltung wenig beitrug und Renaissance und Reformation in ungleicher Art die Freiheit des Einzelmenschen betonten, brachte die Aufklärung und die Zeit des Idealismus die Humanitätsidee zum Durchbruch und in den Erklärungen der Menschenrechte der neuen Welt und Frankreichs zur politischen Anerkennung.

Der Verfasser weist nach, wie die Keime der Entartung im vernunftgläubigen und von der guten Naturanlage des Menschen überzeugten achtzehnten Jahrhunderts zu wirken beginnen. Der Mensch stellt sich auf sich selbst und glaubt, ohne Bindung an das Göttliche und Jenseitige auszukommen. Nur wenige standen, wie Pestalozzi, mitten im Wildbach und massen den Wert ihrer Vernunftgründe an den unerbittlichen Erfordernissen der Wirklichkeit; viele begnügten sich, am sichern Ufer über Freiheit und Menschenwürde zu schwärmen. Und schon war der vernünftige Mensch, der sich ein weiteres Mal zum Mass aller Dinge erhoben hatte, entthront: Hegel stellte den Staat an seine Stelle, dann folgte die Materie, das Kollektiv, die Willkür derer, die sich als Übermenschen betrachteten.

Das Schwergewicht der Untersuchung Hoffmanns liegt auf dem Nachweis dieser Abirrungen und dem warmherzigen Bekenntnis zur dauernden Gültigkeit der Humanitätsidee, insofern sie die Freiheit des Einzelmenschen schützt, das Gemeinwohl zum Ziele hat, das Besondere gelten lässt, das Allgemeine im Auge behält, sich ewigen Gesetzen fügt und demütig vor dem Unerforschlichen sich beugt. Karl Wyss

Walter Nigg, *Maler des Ewigen*. Artemis, Zürich. Fr. 26.50.

Der ausführliche Artikel über die Arbeiten von Walter Nigg war schon geschrieben (siehe Nummern 45, 47–49, Jahrgang 1951/52) als ich sein neuestes Werk « Maler des Ewigen » zu lesen bekam. Darin sucht Nigg das heute so vielfach falsch gesehene Verhältnis von Religion und Kunst möglichst zutreffend zu bestimmen. Er geht aus von einer kritischen Betrachtung des Bildersturms, der sich in seiner triebhaften Blindheit bis auf den heutigen Tag verhängnisvoll ausgewirkt hat, um dann in vier ausführlichen Darlegungen zu zeigen, wie religiöses Fühlen in der Malerei lebendig zum Ausdruck kommen kann. Es ist durchaus richtig gesehen, wenn er darlegt, dass mit der Verwerfung des Bildes alles symbolische Denken, alles Gleichnishaftes und damit beste Zugänge zur Erfassung geistiger Welten geschädigt werden. Umgekehrt wurde so die Kunst ihrer wichtigsten Aufgaben entfremdet. Die bloss ästhetische Betrachtung setzte ein, und damit wurde die moderne Heimatlosigkeit und schwankende Ziellosigkeit der Kunst eingeleitet.

Eine der beiden Hauptaufgaben der Malerei und der Skulptur (die andere kreist um das Geheimnis der Schönheit), welche der Kunst zu allen Zeiten ihren tiefen und ergreifenden Gehalt, ihre Würde gegeben, ist die Darstellung der menschlichen Beziehungs- und Begegnungswelt, das heisst der Beziehungen des Menschen zum Mitmenschen, zur Natur und zum Göttlichen. Und gerade diese Urkraft und Urbestimmung wurde zur Zeit, als der Gedanke der abstrakten Kunst überbordete, verdrängt und vergessen. Hier zeigt sich nun das Hauptanliegen Niggs. Er möchte helfen, die chaotische Inhaltslosigkeit des gegenwärtigen Zustandes zu beseitigen. Für Nigg ist der religiöse Künstler auch ein Bote Gottes, der oft über geistesmächtigste Zeugniskraft verfügt.

Nigg wählt nun, um seine Gedanken anschaulich zu machen, vier Künstler aus vier verschiedenen Ländern und Kunstkreisen aus: Grünewald, Michelangelo, Greco und Rembrandt. Zum Einigenden dieser vier gehört die leidenschaftliche Hingabe sowohl an den geistigen Gehalt wie an dessen künstlerische Gestaltung. Drei dieser vier werden zu Lebzeiten auf fast groteske Weise verkannt und in die Verborgenheit und Armut gedrängt, so dass man eigentlich ausser ihrem Werk wenig von ihrem Leben weiss; aber auch Michelangelo, der durch einen überdurchschnittlichen Papst zu Grossaufträgen kam, wurde vielfach von den Zeitgenossen als Fremdkörper abgelehnt, gefürchtet und gehasst. Tröstlich dieser Situation gegenüber empfindet Nigg die Erkenntnis, dass aus der Verborgenheit eine letzte Geborgenheit hervorgeht, die allen Ruhm und alles Glück der Welt aufwiegt, und er zitiert das schöne

Wort von Kierkegaard, dass das Steigen im Gottesverhältnis dadurch erkennbar sei, dass man degradiert werde. Nigg ist überzeugt, dass der Berufene auch im Verfallszeitalter suchen werde, seiner Bestimmung erst recht zu genügen, weil das Erfassen ewiger Hilfskräfte dann am meisten bedroht sei.

Nun darf ich aber nicht verschweigen, dass bei der Lektüre des so tief empfundenen, schönen Werkes mir auch ab und zu etwas wie ein Bedenken aufstieg. Was Nigg bei seinen Gestalten besonders betont, ist ihr absolutes Hingebensein, das aus einer grössten Leidenschaftlichkeit stammt. Überall stösst man auf das Unterstreichen des Fieberhaften, des Unsagbaren, des Nächtlichen, des Apokalyptischen. Das Verzückte, Ekstatische in Freud und Leid, das seit Nietzsche als dionysischer Geisteszustand gilt, wird fast übermächtig. Er versteigt sich

sogar soweit, dass er meint, Christus dürfe gar nicht anders als «hässlich» dargestellt werden, jede andere Erfassung wirke «fade und nichtssagend». Dabei findet er doch im gleichen Werk ganz andere Worte über die Darstellung, die Michelangelo gefunden. Zermartert vielleicht, aber niemals hässlich. So bekommt man bei der Lektüre des Buches oft Sehnsucht nach der Achanerkennung einer klaren, einfachen, schlichten, meinewegen sogar «rationalistischen» Kunst, mit dem Bewusstsein verbunden, dass auch die von Gott gesegnet sei. Das still Besonnene, das ruhig Gefasste, das freundlich Stille, das gestet Heitere, die beherrschte Gelassenheit, das «Apollinische» darf im Leben nicht zu kurz kommen, auch wenn in apokalyptischen Zeiten das leidvoll kämpfende Herz in tiefster Erregung das Ewige suchen muss.

U. W. Züricher

L'ÉCOLE BÉRNOISE

Qu'est-ce qu'un étranger ?

Qu'est-ce qu'un étranger ? Non, gardez-vous de répondre que c'est là une question oiseuse à laquelle n'importe quel enfant de cinq ans est capable de répondre. Les sociologues ont fait à ce sujet des découvertes étonnantes. Les lignes qui suivent sont consacrées à quelques-uns de ces travaux.

On raconte qu'un touriste américain voyageant pour la première fois à l'étranger se trouva, débarquant en Angleterre, devant deux pancartes. L'une indiquait la file d'attente réservée aux «Sujets britanniques» et l'autre, celle que doivent emprunter les «Étrangers». Notre touriste s'engagea sans hésitation dans la première. Quand il montra son passeport à l'employé, celui-ci lui indiqua fort courtoisement qu'il devait se présenter au guichet réservé aux étrangers. «Mais je ne suis pas étranger», s'écria le touriste indigné, «je suis Américain». L'employé poussa un profond soupir et, haussant les épaules, répondit: «Je sais bien, mon brave, mais mon patron dit que vous êtes étranger, le patron de mon patron est du même avis, alors, hein, autant l'admettre, çà sera plus simple.»

Combien parmi nous pourraient commettre la même erreur ? Qui de nous a réfléchi sérieusement au concept de la nationalité ? Pourquoi employons-nous le même mot, en français, pour parler d'une personne appartenant à une autre nationalité que la nôtre et pour nommer ce qui ne nous est pas familier, ce qui nous est étranger ?

Le psychologue suisse bien connu Jean Piaget a appliqué une série de tests en cette matière à des enfants de quatre – cinq à quatorze – quinze ans. Leurs réponses révèlent une prise de conscience de plus en plus large, dans la mesure où ils comprennent de mieux en mieux les questions qui leur sont posées; les réponses montrent également l'abandon progressif d'idées fausses sur ce qu'est un étranger.

Prenons le cas du petit Georges, âgé de sept ans. «Tu as quelle nationalité?» lui demanda M. Piaget. – Je suis Suisse. – Tu es étranger ? – Non. – Tu connais des étrangers ? – Oui. – Qui, par exemple ? – Ceux qui habitent loin. – Par exemple, si tu voyages en France, tu peux aussi devenir étranger dans certaines conditions ? – Non, je suis Suisse. – Un Français, il peut être étranger ? – Oh oui ! Un Français, c'est un étranger. – Et en France, un Français, c'est un étranger ? – Mais oui.

Poussant plus loin son enquête, le Dr Piaget demanda à plusieurs enfants quelle nationalité ils choisiraient s'ils en avaient le choix absolu. Voici le dialogue qu'il engagea avec un petit garçon suisse âgé de six ans: Je voudrais être Suisse. – Pourquoi ? – Parce qu'il y a plus à manger. – Et si je posais la même question à un petit Allemand, à ton avis, quelle serait sa réponse ? – Il dira: je veux être Suisse. – Pourquoi ? – Parce qu'en Suisse, c'est mieux.

Quand le professeur Piaget interviewa un jeune Anglais de six ans, voici ce qu'il lui fut répondu: «Anglais, parce qu'il y a beaucoup de gens que je connais. – Et si la même question était posée à un enfant suisse ? – Il choisirait Anglais. – Pourquoi ? – Parce que je suis né là.»

Mais ces attitudes ne sont pas immuables. Des enfants un peu plus âgés, soumis aux tests du Dr Piaget, montrèrent qu'ils comprenaient les différences qui existent entre eux-mêmes et les étrangers et qu'ils se rendaient compte que, lorsqu'ils se trouvent dans un autre pays que le leur, ils sont des étrangers aux yeux des citoyens de cette nation. Ainsi, la petite Janine, âgée de treize ans, déclara-t-elle que, si elle en avait le choix, elle préférerait la Suisse; mais quand on lui demanda qui est plus gentil des Français ou des Suisses, elle répondit: «C'est la même chose. – Cela ne dépend pas du pays, mais des gens.» Enfin, quand on lui demanda le pays que choisirait un Français, elle répondit: «La France, parce que c'est sa patrie et il y est attaché.»

Parfois, les stéréotypes nationaux sont le résultat de la peur de l'inconnu. Voici une expérience très intéressante, réalisée en Angleterre:

Au cours de sa première interview, une petite fille a déclaré: «J'ai vu un Noir, une fois, à Cambridge et un autre à Enfield, mais je n'ai jamais parlé à aucun. Je n'aime pas la couleur de leur peau; elle me fait peur. On a l'impression qu'ils sont méchants et qu'ils vont vous faire du mal; alors, je ne les aime pas.»

Plus tard, deux institutrices noires, originaires d'Afrique, furent engagées dans son école. Peu de temps après, la petite fille déclara: «M^{lle} V. et M^{lle} W. sont les premières personnes noires auxquelles j'ai parlé. Je les ai beaucoup aimées. Elles étaient gentilles. J'aimais mieux être avec elles qu'avec les autres maîtresses parce qu'elles parlaient davantage avec nous.» Et un peu plus tard: «M^{lle} V. et M^{lle} W. nous racontaient des

histoires sur leur pays et c'était intéressant. On s'habitue à la couleur de leur peau et maintenant, ça m'est égal.»

Que prouvent ces recherches et ces interviews? Le Bulletin international des sciences sociales de l'Unesco, qui les a publiées dans le cadre d'une enquête sur les états de tension et la compréhension internationale, écrit à ce sujet:

«... Il est évident que les peuples n'apprendront à vivre en paix qu'à la condition de mieux se connaître. Dans l'état actuel des choses, chacun de nous se fait des peuples étrangers une conception simpliste, stéréotypée, le plus souvent erronée, périmée, et fréquemment toute négative. Une telle conception n'est assurément pas faite pour encourager la compréhension et la tolérance mutuelles. Pour vivre en paix et coopérer entre eux, les peuples doivent rejeter la plupart des idées, vieilles et nuisibles, qu'ils se font les uns des autres, pour y substituer... des conceptions justes.»

Unesco

La protection de la nature s'organise sur le plan international

Lorsque le président Roosevelt, en route vers Téhéran, survola les vastes étendues du Moyen-Orient, il fut attristé à l'idée que le pays qui se déroulait devant ses yeux avait été jadis celui «où coulent le lait et le miel». Disparues étaient les forêts, seul demeurait le désert.

Il n'ignorait cependant pas les effets des dévastations causées par l'homme. N'avait-il pas dans l'esprit le souvenir de la vallée du Tennessee et des efforts accomplis pour remédier à une exploitation abusive des ressources naturelles?

Excès malheureusement trop répandus. Car, à travers toute l'Histoire, l'homme s'est signalé comme étant un grand destructeur. Dans le domaine animal, par exemple, près de cent espèces de mammifères ont disparu depuis deux mille ans, dont soixante-huit au cours du siècle dernier.

Autre exemple: un tiers des forêts connues par nos ancêtres a été transformé en désert par les destructions humaines. Et les progrès de la technique n'ont fait qu'intensifier ces ravages: «Si les forestiers le voulaient, écrit le professeur italien Renzo Videsott, on pourrait raser les plus belles et les plus anciennes forêts du monde en l'espace de quelques semaines, l'expérience montrant par ailleurs que les rivières scandinaves et canadiennes peuvent charrier des arbres par milliers, tels d'innombrables allumettes géantes.»

Ces destructions touchent de près notre vie quotidienne car le bois joue un rôle beaucoup plus important qu'on ne se l'imagine généralement. Plus des deux tiers des habitants du globe se servent de bois pour le chauffage et la cuisine: c'est pourquoi la plus grande partie du bois consommé chaque année est utilisée comme combustible, bien que cette méthode soit peu économique; en effet, quand les bûches sont transformées en charbon de bois par ce processus primitif, les deux tiers du pouvoir calorifique sont gaspillés en pure perte.

Le tableau suivant indique les principaux usages du bois:

Combustible	800 millions de m ³ par an
Construction	450 » » » » »
Papier	100 » » » » »
Rayonne	5 » » » » »
Traverses de chemin de fer	30 » » » » »
Bois de soutènement pour les mines	30 » » » » »
Divers	85 » » » » »

Les forêts couvrent aujourd'hui près du tiers de la surface du globe – c'est-à-dire une superficie deux fois plus grande que celle des terres cultivées – mais elles sont progressivement détruites pour fournir à l'homme le bois dont il a besoin. On estime que des coupes ont été effectuées dans près d'un milliard d'hectares de forêts et, pour la moitié de cette superficie, d'une façon telle que rien n'y pousse plus. En fait, les mesures de contrôle destinées à protéger les arbres contre les coupes irrationnelles et à assurer leur remplacement ne sont appliquées que dans 10 % des forêts du monde.

C'est un véritable crime contre l'humanité car, comme l'a fait remarquer M. Egon Glesinger, ancien secrétaire général du Comité du bois, l'application dans les forêts des techniques modernes permettrait d'accroître considérablement les richesses mondiales. Sans la restauration des forêts, l'indépendance économique des régions insuffisamment développées sera difficile à réaliser. En Asie, par exemple, des millions de Chinois et d'Indiens ne peuvent se chauffer au bois pour la bonne raison qu'il n'y a pas de forêts dans leur région. En guise de combustible, ils utilisent le fumier qui devrait leur servir d'engrais. Si les ressources forestières étaient suffisantes, on estime que la production alimentaire pourrait être accrue d'au moins 13%. Dans ces régions, l'utilisation de l'essence synthétique tirée du bois permettrait, selon M. Egon Glesinger, de hâter le progrès des pays où les autres combustibles font défaut. Il reconnaît que le bois ne pourra jamais concurrencer le charbon ou le pétrole, mais parce qu'il est le plus employé des combustibles, il est plus apte qu'aucun autre à «faire tourner les rouages de la civilisation moderne».

En fait, les forêts peuvent doter une région d'une économie industrielle complète et ceci de manière permanente, car les arbres, à l'encontre des gisements charbonniers et pétrolifères, se renouvellent. Les habitants d'une zone forestière peuvent se nourrir, se vêtir, se loger et se chauffer grâce aux produits et aux matières premières qu'ils trouvent sur place.

Il est donc temps de mettre fin aux destructions criminelles, à ce gaspillage irréfléchi des ressources naturelles du monde. D'ailleurs, ce faisant, nous servons nos propres intérêts.

C'est à cette fin qu'a été fondée en 1948, avec l'aide de l'Unesco, l'Union internationale pour la protection de la nature. Elle a pour mission de faciliter la coopération internationale en vue de la protection des sites naturels, d'organiser des recherches scientifiques, de favoriser la diffusion des connaissances dans ce domaine et de participer à l'élaboration de plans régionaux visant la création et la conservation de parcs, de réserves et de sites naturels.

Ces travaux intéressent au plus haut point l'Unesco, car la pénurie de ressources naturelles et le gaspillage des ressources existantes constituent deux des principales causes de tension mondiale. D'autre part, l'enseignement des mesures et des techniques appropriées à

l'utilisation et à la conservation des ressources naturelles relève directement de l'éducation de base qui est, comme on le sait, l'un des principaux points du programme de l'Unesco. (Unesco)

Maurice Goldsmith

Un livre utile ¹⁾

Résumé du chapitre 1, proposé par leçons:

1^{re} leçon : L'auteur part, pour étudier la désignation des choses, de quelques phrases d'écrivains qui, d'abord, énumèrent simplement les objets, les caractérisent ensuite. Nous comparons, au tableau noir, les observations rapportées dans chaque manière.

2^e leçon : Nous essayons, en nous basant sur les exemples étudiés à la 1^{re} leçon, de décrire ce qu'on voit sur le pupitre du maître:

- Enumération simple des objets.
- Enumération complétée par la place qu'occupe chaque objet.
- Enumération, place des objets en précisant la structure et la forme.
- Caractériser chaque chose.

La phrase a gagné peu à peu en précision. L'élève suivra facilement le développement ci-dessus. Reproduire de mémoire ou copier au cahier.

3^e leçon (variante ou complément de 2): Au lieu de choisir le pupitre comme centre d'observation, exposons une valise ouverte contenant différents objets; l'armoire de la classe; ce qu'on aperçoit de la fenêtre...

4^e leçon : Vocabulaire – manière de « voir » – choisir de 8 à 10 mots.

- Voir : apercevoir, entrevoir, discerner, distinguer, deviner.
- Voir en fixant : observer, examiner, surveiller, épier, inspecter, contempler.
- Voir avec intérêt : dévorer des yeux, ne pas quitter des yeux, suivre du regard, fouiller des yeux, scruter du regard, lancer un coup d'œil, écarquiller les yeux.

Par l'exercice de l'observation, établir la distinction ou la nuance entre ces mots (nuance entre apercevoir et entrevoir – entre discerner et distinguer, etc.).

5^e leçon : Exercices de vocabulaire: phrases à compléter avec l'emploi du vocabulaire. (Idem phrases à construire.) Exercices individuels ou en commun, au tableau ou au cahier.

6^e leçon : Des auteurs, dans un raffinement de composition, nous apportent encore des expressions nouvelles dans le sens d'une description caractéristique. Voici une phrase prise au hasard:

Une pie-grièche. Dans l'intérieur de la Grande Haie, silencieuse et abritée, la pie-grièche sautait d'avant en arrière, de droite à gauche, *louchant* en haut, *guignant* de côté, *lorgnant* en bas, cherchant aventure... (L. Pergaud).

7^e leçon : La phrase. Suppression de « il y a ».

Exercices: Retrouver la phrase première par la suppression de « il y a » introduit intentionnellement.

Supprimer « il y a » et le remplacer par un terme précis pris dans le vocabulaire.

¹⁾ Gervais Lalire, *La rédaction et le français*. (Voir «Ecole Bernoise» n° 1.)

Présenter des cas où cette expression est acceptable ou même nécessaire.

8^e leçon : Suppression de « on voit ».

On procède de la même manière que ci-dessus (un grand nombre de phrases sont à la disposition du maître dans le livre).

9^e leçon : La place du complément de lieu. Comme leçons 7 et 8.

10^e leçon : Inversion du sujet. Voir leçons 7, 8 et 9.

11^e leçon : Travaux d'application.

- Ce que l'on voit chez vous, sur le piano, la cheminée, dans le tiroir.
- La caisse à jouets.
- Sur une étagère, une commode, boîte à outils, dans un coin du grenier.
- L'établi d'un artisan, la table de la couturière.
- De ma fenêtre.
- Une vitrine.

Résumé : 1^o Une phrase doit être à la fois énumérative et descriptive.

2^o Donner un titre chaque fois que nous alignons quelques mots.

3^o Choisissons le mot convenable pour exprimer l'action de « voir » ou « regarder ».

4^o Equilibrions nos phrases, sachons user de l'inversion et plaçons le complément circonstanciel qui paraît le plus important en tête de la phrase.

J'ai essayé de vous mettre un chapitre complet sous les yeux. Chaque année, le maître pourra s'arrêter à une ou deux leçons de celui-ci et reprendre la suite au cours des classes suivantes.

L'élève part d'une observation effective faite en classe. Nous pouvons ensuite diriger le fait d'observer en dehors de l'école et demander à l'élève de faire lui-même seul la « photographie » de quelque chose. Par le libre choix, l'application de la méthode des textes libres est ainsi réalisable. Cette étude systématique n'empêche d'ailleurs nullement le maître de faire sa composition hebdomadaire.

On peut même aller plus loin et désigner un groupe d'élèves qui effectue une observation en commun et qui présente un travail de quelques phrases qui seront jugées par toute la classe et commentées au tableau.

En résumé, le livre que l'on attendait... et qui a sa place dans le pupitre de toutes nos classes. T.

DIVERS

Nouvelles jurassiennes. Dans nos écoles normales. Les examens de brevet aux écoles normales de Porrentruy et Delémont se sont terminés mercredi, 2 avril. Une volée d'instituteurs et d'institutrices va entrer dans la carrière, au moment où l'on a particulièrement besoin de ces jeunes forces. Les effectifs des classes ont tendance à baisser – on ne voit plus guère de classes de 40 et 50 élèves – et la nouvelle loi sur l'école primaire favorise cette réforme de l'enseignement. D'autre part, il faudra créer de nouvelles classes, lorsque le contingent des nouveaux élèves sera normal, soit dès 1953; cette année, les trois quarts seulement du contingent sont entrés en classe, par suite de la nouvelle détermination de l'âge d'entrée: 6 ans au 31 décembre.

La Commission des examens de brevet s'est déclarée, en général, satisfaite du résultat des épreuves. Par l'organe de son président, M. Reusser (remplacé à Porrentruy, pour cause

de deuil, par M. Baumgartner, maire de Bienne), elle a adressé des vœux chaleureux à cette phalange de jeunes maîtres et maîtresses, dont voici la liste:

Institutrices: M^{lles} Lucette Bandelier, Sornetan; Liliane Barbezat, Bienne; Arlette Delisle, Bienne; Huguette Droz, Orvin; Lucy Emery, Tramelan; Josiane Etique, Porrentruy; Germaine Héring, Moutier; Marie-Thérèse Lovis, Delémont; Louise Luthert, Saint-Imier; Suzèle Monnier, Bienne; Jacqueline Morel, Saint-Imier; Josette Riva, Moutier; Gisèle Stäuble, Courrendlin; Marcelle Widmer, Moutier.

Instituteurs: MM. Brahier Francis, Beurnevésin; Cordey Pierre, Delémont; Gerber Willy, Reconvilier; Hæberli Raymond, Reconvilier; Musy Jean-Pierre, Bévillard; Euvray Denis, Moutier; Petignat André, Les Cerlatez; Serquet Jean-Claude, Court; Chapatte Jacques, Courfaivre; Negri Maxime, Les Genevez. — Nos bons vœux les accompagnent!

Une retraite à l'Ecole secondaire de Reconvilier. Le 29 mars passé, quelque deux cents personnes — autorités scolaires, municipales, bourgeoises, paroissiales, collègues et amis, anciens élèves et enfants des classes — ont pris congé de M. Jules Rollier, maître secondaire, qui quitte l'enseignement après 47 ans passés à Reconvilier.

La cérémonie, présidée avec autorité et délicatesse par M. H.-L. Favre, débuta par un chœur vibrant; un groupe d'élèves secondaires et primaires, sous la direction de M. E. Rollier, chanta « Mon cœur, ouvre-toi ».

Il appartient en premier lieu à M. F. Fischbacher, directeur, président de la Commission de l'Ecole secondaire, de présenter les remerciements et les vœux de l'autorité scolaire à l'excellent pédagogue qui servit avec foi et enthousiasme pendant près d'un demi-siècle. M. Fischbacher se plut à rappeler les diverses étapes du développement de l'Ecole secondaire, étapes que vécut M. Rollier, toujours animé du feu sacré pour l'enseignement et d'un immense dévouement pour « son » école. C'est pourquoi, après un compliment fort bien dit par une charmante élève, la commission et les autorités municipales offrirent au « héros du jour » un cadeau bien jurassien destiné à ne marquer que des heures claires et sereines au cours d'une longue et paisible retraite. M^{me} Rollier, comme bien l'on pense, fut gracieusement fleurie.

M. le D^r Liechti, inspecteur des écoles secondaires, apporta ensuite les félicitations, la gratitude et les vœux de la Direction de l'Instruction publique. Ce lui fut l'occasion de relever les remarquables qualités de pédagogue de M. Rollier: son amour des enfants, cet amour qui fait la vocation et qui, nuancé de raison et de fermeté, exige cependant l'effort; son exemple d'éducation, le maître demeurant éducateur dans toute sa vie; son idéalisme fervent qui lui fit placer sa mission au-dessus de tout; sa haute conscience professionnelle, source de joyeuse et féconde activité. Par ses qualités, M. Rollier s'est élevé le

plus beau monument de gratitude qu'un fidèle serviteur de l'Ecole puisse mériter.

M. Boillat, maire, au nom des autorités et de la population, présenta à son tour une gerbe de remerciements à M. Rollier. Il releva en outre tout ce que la vie sociale et artistique de Reconvilier doit à cet homme d'élite qui, pendant 47 ans, éduqua les enfants par son savoir et les adultes par son exemple. Doué de remarquables talents de musicien, M. Rollier en fit profiter plusieurs sociétés et l'on ne fit jamais appel à lui en vain lors des manifestations artistiques que Reconvilier organisa. Heureux les villages qui possèdent de tels citoyens!

Enfin, au nom des collègues et des anciens élèves, M. H.-L. Favre apporta l'hommage de son admiration et de sa reconnaissance. Il compara le pédagogue au laboureur qui a triomphé de la matière et terminé son travail; le dernier sillon ensemencé, il se retourne pour regarder son œuvre... Rien n'émerge dans la vie après cette grande semaille... Le calme revient et la satisfaction du travail accompli est la seule récompense du laboureur, du pédagogue. Si souvent l'indifférence et l'ingratitude seules demeurent et l'on est si seul quand la dernière porte a claqué et que l'on n'entend plus que les retardataires dégringoler les escaliers... Avec tous ceux qui ont tant reçu, M. Favre, simplement, mais du plus profond de son être, sut remercier son collègue et ancien maître. Il lui remit, de la part de ses collègues du collège et de ses élèves de l'année, les deux volumes de Jean-Christophe.

M. Rollier se leva pour remercier. Il ne s'attendait pas à une telle cérémonie, il est surpris, comblé, et ne sait trop que dire... Il adressa une pensée aux collègues qui quittèrent la localité comme à ceux qu'il coudoya chaque jour jusqu'à ce matin. Il releva l'appui qu'il trouva toujours au sein des autorités et de la population. Il égrena avec humour quelques souvenirs personnels, en particulier celui de son arrivée à Reconvilier. Il se dit heureux de ce que ses nombreux voyages d'études lui aient permis de demeurer un maître complet qui ne s'est jamais spécialisé. En une envolée qui fut un régal spirituel, il apporta aux grands et aux petits quelques solides réflexions d'ordre pédagogique: l'enfant est un être neuf, de la nouveauté de l'Esprit; l'éducateur doit donc toujours recommencer à zéro, ne pas brûler les étapes de sa formation, aller du simple au composé, simplifier le travail, ne pas oublier que l'intelligence se forme par la main, que la pensée doit s'accrocher aux vertus spirituelles et que l'on doit s'efforcer de mettre en valeur la personnalité de l'enfant. (Quelle jeunesse, quelle leçon d'école moderne!)

M. le pasteur Auroi, qui fut président de la Commission d'école pendant 25 ans, put, à la fin de cette cérémonie, saluer en M. Rollier, un pédagogue qui sut constamment se renouveler. Heureux les élèves qui eurent un tel maître!

« L'âme jurassienne » clôtura cette manifestation dont les participants garderont le meilleur souvenir. H. R.

266

DEMONSTRATIONSAPPARATE

und Zubehörteile für den **PHYSIK-UNTERRICHT**

Wir führen eine reichhaltige Auswahl nur **schweizerischer Qualitäts-erzeugnisse**, die nach den neuesten Erfahrungen zweckmässig und vielseitig verwendbar konstruiert sind. Sie ermöglichen instruktive und leicht fassliche Vorführungen.

Wir laden Sie freundlich ein, unseren Ausstellungs- und Demonstrationsraum zu besuchen!

Wir erteilen Ihnen — völlig unverbindlich für Sie — jede Auskunft und unterbreiten Ihnen gerne schriftliche Offerten. Bitte verlangen Sie den Besuch unseres Vertreters.

ERNST INGOLD & CO. HERZOGENBUCHSEE

Spezialgeschäft für Schulmaterial und Lehrmittel

ALLEINVERKAUF DER METALLARBEITERSCHULE WINTERTHUR

268

Hanna Wegmüller

Bern, Bundesgasse 16, Telefon 3 20 42

Das gute Spezialgeschäft für Sanitätsartikel und Parfümerie



Nur eigene Fabrikate, handwerklich gearbeitet! Denn Möbel vom Handwerker sind nicht teurer, jedoch wertvoller. Besprechen Sie bitte Ihre Wünsche mit uns! Grosse Wohnausstellung in Worb!



Institut Humboldtianum Bern

Schlosslistrasse 23

Für Matura, ETH, Mittelschulen, Technikum, PTT, SBB, Radio, Telegraph, Zoll, kaufmännische Praxis. 1951: 135 Prüfungserfolge unserer Kandidaten. Aus reicher Erfahrung beraten wir Sie gerne.

105

Ein Sprung nach Rubigen lohnt sich. Unsere ständige Ausstellung gibt Ihnen Wohn-Ideen.



Möbelfabrik A. Bieri AG., Rubigen

Telephon 671616. Seit 1912 bekannt als gut und preiswert
Interlaken Telephon 1156

94

Foyer d'éducation pour jeunes filles de Loveresse

Mise au concours de place

Par suite de démission, un poste d'institutrice est mis une nouvelle fois au concours.

Entrée en fonctions: début du semestre d'été 1952.

Traitement: classe 12, soit de Fr. 6480.— à Fr. 9216.— plus allocations de rachat, 10% du salaire de base. Déduction pour prestations en nature: Fr. 2160.—.

Les candidates sont priées d'adresser leurs offres de service à la direction sousignée jusqu'au 21 avril 1952.

Berne, le 2 avril 1952 Direction des œuvres sociales du canton de Berne

Orient-Teppiche
beziehen Sie vorteilhaft
im ersten Spezial-Geschäft



Bern
Bubenberplatz 10

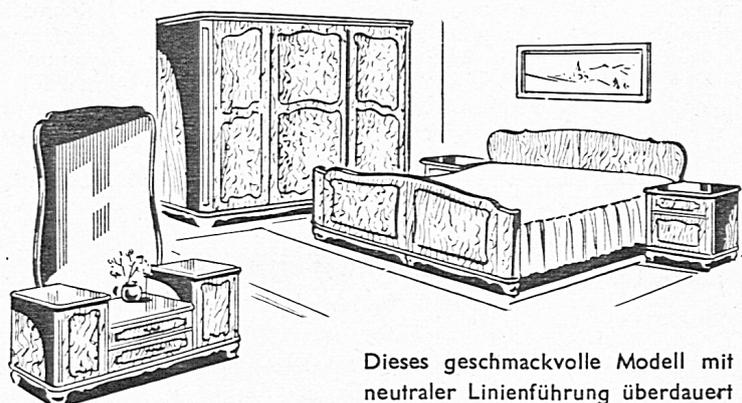
Linoleum
Läufer, Milieux, Vorlagen
Stückware zum Belegen
ganzer Zimmer

Teppiche
Bettvorlagen, Milieux
Tischdecken, Läufer
Wolldecken, Vorhänge

175

6teilig Fr. 2735.—

Auf Wunsch Zahlungserleichterung



Dieses geschmackvolle Modell mit neutraler Linienführung überdauert alle Zeiteinflüsse und wird Ihnen immer gefallen.

- Erstklassige Qualität
- formschön und preiswürdig,
- da Direktverkauf ab eigener Fabrik



SOCIÉTÉ ANONYME DES ÉTABLISSEMENTS
JULES PERRENOUD & Co.

Theaterplatz 8, Bern, Telephon 2 41 30

Auswärtige Interessenten werden per Auto abgeholt

282

ESTE-Schulmöbel

aus eigener Fabrikation
formschön, solid und preiswert



E. STERCHI & Co.
Liebfeld-Bern
Telephon 031 - 5 08 23

285